



Wo ist Monte Christo?

Von Austin Speer.

Es war auf der Ueberfahrt von Barcelona nach Marseille, als Miß Eleanor Stone aus Nashville in Nordamerika die Frage nach der Insel Monte Christo tat. Wir alle, die wir da auf sternförmig geordneten Deckstühlen das kleine Tischchen umfaßten, auf dem der Schiffskoch in eigener Person soeben das spanische Frühstück, mit Zimt vermischte Schokolade und frischgebakene Calentitos, serviert hatte, kannten Miß Eleanor seit gemessenen vier Tagen als Frageautomaten und nahmen es ihr, die herübergekommen war, um die Wunder der Alten Welt zu sehen, weiter nicht übel.

Wir waren unser fünf. Was der eine nicht wußte, wußte ein anderer. So waren wir auf dem trägen Kauffahrer, der einen Dufschweif von Südfrüchten hinter sich ließ, von Malaga glücklich nach dem Golf du Lyon gekommen. Da sollten wir wieder einmal befehrt werden, daß wir nicht immer nach unserem Willen, sondern manchmal auch nach jenem Kompaß navigieren, der schon weiland Odysseus in die Irre führte.

Miß Eleanors Fragen kamen stets wie aus der Kanone geschossen. (Ein dickes Werkbuch enthielt die Munition.) Sie verfolgten uns wie das böse Gewissen, quälten uns wie Stechmücken in der Au, gingen auf uns nieder wie ein Platzregen, der jedes Schirmes spottet. Ihnen standzuhalten war ein einseitiges Duell, amerikanisch — über das Taschentuch. Aneifen angeschlossen. Zudem war Miß Eleanor ein sehr geschicktes, außerordentlich hübsches Mädchen.

Und sie fragte nach der Insel Monte Christo.

Der dicke Landrat aus Angermünde blickte mit wahren Unschuldsgängen nach mir, wie ich bekennen muß, leider vergeblich. Sennor Esteban Salcedo, der von seinem Vater außer Landes geschickt worden war, weil er in einem Madrider Kaffeehaus treffende Bemerkungen zur Zeitgeschichte Spaniens gemacht hatte, lächelte verlegen, Herr Stoppelman, der Reisefotograph, wies mit seinem dünnen Zeigefinger auf einen imaginären Punkt am Horizont und versank dann wieder in Betrachtung seiner Schuhspitzen. Nur Mummichen Klefte, der Jurist aus Leipzig, sagte schandhalber: „Ja, ja . . . Monte Christo . . . weiß schon!“ Aber er wußte es auch nicht.

Miß Eleanor reckte ihren schlanken Staukörper herausfordernd und bot ihr aschblondes Haar dem Seewind zum Spiel. Ihr Blick sprühte ein Feuerwerk von Verachtung und Hohn über uns. Ihre schöne Hand schloß sich fester um den Griff des riesigen Kodaks, den sie überall mit herumschleppte wie eine abwehrbereite Waffe. „Ihr Europäer kennt euer eigenes Haus nicht!“ rief sie empört, stand auf und ging kodakschwingend das Deck hinunter.

„Was tun wir jetzt?“ fragte der Landrat aus Angermünde.

„Auf ihre nächste Frage warten!“ entschied Herr Stoppelman.

„Sie ist entzündend!“ murmelte Sennor Esteban und stierte düster in seine leere Tasse.

„Spaz beiseite!“ meinte Mummichen Klefte.

„Weiß keiner, wo diese verdammte Insel ist? Es ist eine Schande!“

„Ist eine Schande!“ echoie der Landrat.

„Eine Schande!“ sagte ich.

„Schande!“ wiederholte Sennor Esteban und blickte schein nach den Drangenkisten hin, hinter denen Miß Eleanor verschwunden war.

Nur Herr Stoppelman sagte nichts; es war ihm gleichgültig.

Miß Eleanor stand weit weg von uns, hinter den Drangenkisten, und blickte über das Meer hin nach jenem imaginären Punkt, den Herr Stoppelman bezeichnet hatte. Iphigenie aus der Neuen Welt — die Fremde mit der Seele suchend! Dann kam sie wieder heran, schlank, lauernd und fragefreudig: „Nun, sind Sie schon darauf gekommen?“

„Jawohl!“ rief der Landrat. „Wir sind darauf gekommen, daß Sie gar nicht Monte Christo meinen, sondern Monte Carlo, wo man Roulette spielt . . .“

Das Werkbuch wurde zu Rate gezogen. „Rein, Monte Christo!“ beharrte sie, „die Insel im Mittelmeer, auf der Alexander Dumas den jungen Marquis Edmonde Dantes den fabelhaften Schatz des Kardinals Casar Spada auffinden läßt. Der Graf von Monte Christo war der Held meiner Jugenderträume. Nun, da ich in Europa bin, will ich seine Insel besuchen.“

„Was wollen Sie dort tun?“ fragte Herr Stoppelman.

„Photographieren!“ Ein furchtbarer Luststich mit dem Kodak setzte ein Aufzeichen dahinter.

Der Landrat duckte sich. Sennor Estebans Blick ruhte gebannt auf dem schönen Mädchen. Mummichen Klefte zog seinen Taschenspiegel hervor und besah sich darin.

„Ich werde Ihnen mal was sagen, verzeih mir“, sagte der Landrat, „diese Insel gibt es gar nicht. Sie ist ein dichterisches Phantom . . . verstehen Sie . . . So ein erfundenes Zeug!“

„Oho!“ rief Mummichen.

Miß Eleanor sah lauernd von einem zum andern. „Nun?“

„Die Insel Monte Christo existiert!“ sagte Herr Stoppelman unerwartet. „Ich war einmal dort, um für eine Dumas-Biographie Aufnahmen zu machen.“

„Soso?“ stöhnte der Landrat verlegen.

„Natürlich, ich habe es ja gesagt!“ prahlte Mummichen Klefte.

Sennor Esteban blickte nach Herrn Stoppelman, als wenn er ihn vor Dantbarkeit unmarmen wollte.

„Wie ist es dort?“ forschte Miß Eleanor.

„Einsam und romantisch.“

Die Amerikanerin glühte. „Wie kommt man hin?“

„So einfach nicht. Es besteht keine regelmäßige Schiffsverbindung. Man muß auf Elba oder in Porto San Stefano eine Barke mieten. Monte Christo liegt sechzig Kilometer von der toskanischen Küste entfernt und ist von aller Welt abgeschlossen. Eine Reise dahin ist heute noch ein Abenteuer.“

Diese Eröffnungen rückten Herrn Stoppelman in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Sennor Esteban zog ihn auf die Seite und verschwand mit ihm hinter den Drangenkisten. „Er will mit ihr nach Monte Christo durchbrennen und wollte mich als Reiseführer gewinnen“, flüsterte mir der Reisefotograph später zu. „Ich habe natürlich abgelehnt.“

Bald darauf verschwand der Landrat mit Herrn Stoppelman hinter den Drangenkisten. Und dann Mummichen Klefte. Herr Stoppelman kam hinter den Drangenkisten überhaupt nicht mehr hervor. Die Flammen der Eiferjucht schlugen plötzlich auf wie ein Brand, der lange im verborgenen gewütet hat. Miß Eleanor sah es und konnte sich darin. Sie lud uns alleamt ein, sie nach Monte Christo zu begleiten. Herr Stoppelman war bereits als Reiseführer gewonnen,

der Kompaß weiland Odysseus' trat in Aktion.

In Marseille rannte Mummchen Kleste nach dem Postamt und erbat sich von zu Hause telegraphisch Geld, der Endrat erschöpfte sein Akkreditiv, Sennor Esteban wechselte knisternde Besetzungscheine, Herr Stoppelman führte mich in eine billige Hasenkeipe. „Es ist lustig,“ sagte er, „jeder will mit mir allein nach Monte Christo und wünscht die andern zum Teufel. Aber ich bin ein Ehrenmann.“

In Porto San Stefano liefen die Menschen zusammen, als unsere Absicht bekannt geworden war. Niemand wollte uns seine Barke vermieten; die Fischer lachten nur und schüttelten die Köpfe. Man fährt heute von Italien nicht so einfach mit dem Schiffchen weg. Ein Karabinier folgte uns auf Schritt und Tritt. So klapperten wir fragend den Keinen Hasen ab, bis wir an den richtigen Mann kamen. Es war ein kleiner, stämmiger, schwarzer Kerl. Er sagte nicht ja — er sagte nicht nein. Er mußte das Fascio fragen. Er stampfte vor uns her zum Lokalfascio, das im Winterraum eines Kaffeehauses sein Quartier hatte. Der Dristsgewaltige, ein nach billigem Parfüm duftendes Provinzialgaleant mit der pompösen, schiefgebauten Haartracht italienischer Friseur, müsterte uns der Reihe nach. Um seine Mundwinkel lag fettige Freundlichkeit; dessemungeachtet stachen seine Korinthenaugen nach Miß Eleanor's Kodak

und unserer weißen Dentben. Er ließ sich unsere Pässe zeigen und studierte sie gedankenvoll. „Eine Amerikanerin, ein Spanier, drei Reichsdeutsche und ein Oesterreicher . . . Ecco! Ich werde es dem Distriktsfascio in Orbetello melden, das wieder beim Provinz-fascio in Livorno anfragen wird. Kommen Sie übermorgen!“ Miß Eleanor vergaß einen Fünfgulireschein auf seinem Tische, und übermorgen hatte der Barkenfürher die Erlaubnis, uns nach Monte Christo zu fahren.

Abends saßen wir im besten Hotel des Städtchens, schwuren uns Freundschaft fürs Leben und tauschten zum Unterpfand unsere Adressen aus. Volle Eintracht war wiederhergestellt; die Eifersucht wagte es nur, im verborgenen zu wühlen. Spä; genug suchten wir unsere Quartiere auf: Miß Eleanor und der Spanier ihr Zimmer im Hotel, der Landrat und Mummchen Kleste die billigere Fremdenpension, Herr Stoppelman und ich die Osteria mit den Maisstrohmattagen. Um fünf Uhr morgens sollten wir im Hasen bei unserer Barke wieder zusammentreffen.

Ich wurde pünktlich wach und sah nach meinem Schlafgenossen. Er war nicht da. Im zerbrochenen Spiegel steckte seine Karte: „Bin vorausgegangen. Gruß Stoppelman!“ Ich eilte nach dem Hasen. Mummchen und der Landrat trafen eben ein. „Wo ist die Barke?“ fragte ich. Die Barke war nicht da. „Dort fährt sie!“ schrie Mummchen.

„Donnerwetter!“ fluchte der Landrat,

zog sein Binokel und stierte in das Morgen-grauen hinaus. „Dieser Schuft Stoppelman, sehen Sie nur!“ Nun bekam ich das Binokel. Die Barke strich dem Meere zu. Man konnte die Personen deutlich erkennen. Miß Eleanor schwang ihren Kodak, Sennor Esteban winkte mit dem Taschentuch, Herr Stoppelman stand schwarz und hager daneben und lästerte ununterbrochen entschuldigend den Hut. Nun hatte Mummchen Kleste das Binokel, dann wieder der Landrat und so fort, einer nach dem andern, jeder eine halbe Minute lang. Es vergrößerte zwar, aber es brachte nicht zurück, was uns entglitten war.

„Wir sind die Opfer einer optischen Täuschung geworden“, jagte Mummchen Kleste.

„Gehen wir!“ entscheidet der Landrat.

„Wohin?“ frage ich.

„Nach Hause zu Mittern!“ lacht Mummchen.

Und das haben wir auch getan.

Zwei Wochen später erhielt ich eine Karte: Posttempel Livorno. Das Bild stellt die Amerikanerin und den Spanier dar, die zärtlich umschlungen zwischen blühenden Büschen stehen. Im Hintergrund ragt der kahle Granitgipfel des Monte Christo auf. Darunter steht: „Miß Eleanor Stone, Nashville, U. S. A. — Sennor Esteban Salcedo, Madrid, empfehlen sich als Verlobte.“ Und unten, ganz klein: „Phot. Stoppelman.“ Um dieser Tatsache willen habe ich ihn gern verziehen.

Selbstgespräche im Tiergarten.

Die Löwenmutter.

Rein, das wird mir nun zu bunt. Seit einer halben Stunde steht die zweibeinige Ziege vor meinem Käfig und plärrt fortwährend: goldig, süß, entzündend, reizend. Bloß weil ich meine Jungen pfleglich besede und betaste, mit ihnen Spiele und mir ihre kindlichen Redereien mit Vergnügen gefallen lasse. Was hat sie eben zu ihren zwei Söhnchen mit dem Jungstahlhelm-Abzeichen gesagt? Ich sei zu meinen Jungen fast so mütterlich wie eine Menschenfrau zu ihren Kindern. Verflucht, daß man sich diese Beleidigung gefallen lassen muß, weil man eingesperrt ist. Mit dieser Menschenmutter, die ihre Söhne dazu erzieht, sich in einem Kriege von andern ermorden zu lassen, vergleiche ich mich denn doch noch nicht. Gehi, Kinder, knurrt die Dame und ihre Brut an. Sie soll spüren, daß ich euch nicht zu so geleckten Loffen erziehe wie sie die ihrigen, die auf Kommando von ihresgleichen strammstehen und Männchen machen. Beigt ihr, daß ihr nicht goldig und süß seid, sondern natürlich.

Benga, die Elefantin.

Manchmal ist es doch schwer, diesen Menschen gegenüber unsere sprichwörtliche Elefantengutmütigkeit zu behalten. Nun ja, die meisten benehmen sich ja vernünftig und anständig, füttern uns mit Brot und Zucker. Aber unter den Tausenden, die hier täglich die Freude unseres Anblicks haben, gibt es doch immer ein paar, die unsere hilflose Lage ausnützen. Schade, daß das Mädchen dort sich jetzt mit rotem Kopfe unter dem Proteste unserer menschlichen Freunde zurückzieht. Eine ganze Weile hat sie mich veralbert und mir Zeitungspapier zu fressen gegeben. In meiner Gutmütigkeit merkte ich's zu spät und werde nun wieder Verdauungsbeschwerden haben. Ich hätte ihr die Athernheit gern mit einem Schabernack vergolten wie gestern dem grünmütigen Schüler. Der Sämmel

hatte mich lange mit seinem Spazierstock geärgert. Schließlich schmiß ich ihn wohlgezielt einen Kotballen hinüber. Einen Elefantentotballen. Auf den grauen Frühjahrsanzug. Seine Freunde haben ihn ausgelacht. Der ärgert kein gefangenes Tier wieder.

Der Tintenfisch.

Wenn ich alles ernst nehmen wollte, was die Menschen so tagsüber vor meinem Becken herumbrabbeln, müßte ich selbst daran zweifeln, ob ich ein ehrlicher Tintenfisch bin oder nicht. Habe ich mich zu beschaulicher Verdauungstätigkeit in einer Ecke zusammengesklumpt, dann gibt es sicherlich welche, die mich mit der Behauptung kränken, ich sei ein faules Tier. Sie sehen meine Saugnapfe arbeiten, sehen meine Armspitzen in ständig schlängelnder Bewegung, sehen, wie mein Körperjad unaufhörlich arbeitet — aber das genügt ihnen nicht. Ich bin doch Gott sei Dank noch nicht so heruntergekommen wie ein Zirkusgaul, der auf Kommando Kunststücke ausführt. Stake ich mich aber einmal unter voller Entfaltung meiner Arme durch das Wasser über die Felsen weg, dann murmeln sie bestimmt, ich sei ein scheußliches, häßliches, monströses Tier. Ihr habt's nötig, euch über mich aufzuregen, ihr mit euren Gurkennasen, Gipsverbänden, Pomadentöpfen, Schminkegeschichtern, Brillenaugen. Ich habe halt den Mut, so auszugehen, wie ich bin. Und was fällt dort dem vollwampigen Stammischbruder ein, mich grausam zu nennen, weil ich mir den köstlichen Krebs lange und ihm knadend das Gestänge zerbreche? Der Tintenfisch muß doch leben. Meine Methode des Krebsessens ist doch nicht grausamer als die seine. Ich würde es nicht übers Herz bringen, lebende Krebse in kochendes Wasser zu schmeißen. Wie kann ein Mensch, der sich mit gebratenen Schweineleichen mästet, mich grausam nennen? Vielleicht weil er zu feige ist, die von ihm verzehrten Tiere selbst zu töten? Ich bin eben mein eigener Schlächter. Ich werde diesem Burschen mein Hinterteil zulehren. Dann hat er wenigstens Grund, über meine Menschenverachtung zu zetern.

S a n n e s.

Das Tier im Sprichwort.

Unendlich ist der Vortzshatz unserer Sprache an Ausprüchen, Gleichnissen und Weisheiten, die wir aus dem Reich der Tiere holen. Manch eines dieser Sprichwörter hat eine tiefe Bedeutung über den Oberflächensinn hinaus; jedenfalls zeigen sie vielfach die Einstellung des Menschen zu einer bestimmten Tierart, drücken seine Verachtung über seine Liebe dafür aus. Eine kleine Zusammenstellung, die jeder nach seinen Kenntnissen beliebig erweitern kann, soll hier gegeben werden.

Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach.

Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

Eine Schwabe macht noch keinen Sommer.

Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Der Hahn im Korbe.

Wenn der Hahn kräht auf dem Riste, ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie es ist.

Ein blindes Huhn findet auch ein Korn.

Mädchen, die pfeifen, und Hühner, die krähen, soll man beizeiten die Hälse umdrehen.

Eine Krähe hadt der andern die Augen nicht aus.

Wo Has ist, sammeln sich die Geier.

Man trägt noch immer Eulen nach Athen.

Wenn man vom Fuchs spricht, sieht man den Schwanz.

Die Vögel, die des Morgens so früh singen, holt des Abends die Kage.

Wie Kat und Hund leben.

Es ist ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Tür jagt.

Wenn die Kage nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Das pfeifen die Spaten vom Dache.

Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.

Die Größe macht es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Wohl bitter.

Falken und Tauben soll man nicht zusammen-sperren.

Dich soll der Amduck holen.

Fette Hennen legen wenig Eier. (Viel Geschrei und wenig Wolle.)

Wie ein Wolf in die Schafherde einbrechen.

Wer die Ragen gut füttert, hat am Hochzeitstag schön Wetter.

Er krächzt wie ein Rabe.

Hunde, die viel bellen, beißen nicht.

Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.

Hier jagen sich die Frösche gute Nacht.

Stumm wie ein Fisch sein.

Vor die Hunde gehen; auf den Hund kommen.

Wer über den Hund kommt, kommt auch über den Schwanz.

Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.

Mit den Wölfen muß man heulen.

Die schlechtesten Früchte sind es nicht, daran die Wespen nagen.

Hierbei ist die Beobachtung zu machen, daß fast nur unsere inländische Tierwelt in diesen alten Aussprüchen eine Rolle spielt. Die ganze Fauna der Tropen ist erst später in den Horizont des Volkes eingetroffen und hat keinen — oder fast keinen — Niederschlag in vollständigen Redensarten gefunden. Wieder ein kleiner Beweis für die starke Verwurzelung der Sprache mit Volkswesen und Eigenart, doch jedes andere Volk hat ebenfalls — aus eigenem Erleben heraus — wieder seine besonderen festgelegten Erfahrungsprägungen, die dort gangbare Münze sind, während sie uns nichts bedeuten.

Jammer um Jhabella.

Von Volkmar Fro.

Man sucht sie seit zwei Tagen verzweifelt bei Nachbarn und Freunden. Im Garten, auf der Straße. Man inseriert in der Zeitung — niemand meldet sich.

Jhabella ist in der Nacht heimlich durchgegangen und verschwunden! —

Lenchen schluchzt, sooft sie das leere Bettchen erblickt. Der Sekundaner Frig hat in der Schule eine Prämie von zwei Bänden Karl May für zweidienstliche Angaben ausgesetzt. Die alte Magd Kesi wandert von einem Haus zum andern und gibt umständlich eine Beschreibung der Durchgängerin, die Eltern trösteln sich und die Kinder mit der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr — nur Onkel Willi schmunzelt, behauptet, daß alles Weibliche in weichen Aprilnächten den Verstand verliere, und bedauert, daß dabei oft die Kasse flöten gebe. —

Indessen liegt Jhabella, das entzückende, weiße Angoratäschen mit den schönsten, blauen Augen und einem Stammbaum von sechs reinrassigen Ahnen, im Gartenhaus des Eierhändlers Müller und neben ihr sitzt ein großer, roter, breitköpfiger Kater, ein Bild brutaler Kraft und Raffeslosigkeit.

Schon die zweite Nacht verteidigt er die kleine Braut wütend gegen die frechen Eindringlichkeiten unglücklich verliebter Bewerber.

Der magere, graue Kater des Schneiders Werner hat eine große Schamme auf der Nase, der fettigfüchtige, verlebte des Löwentwirts blutet am Hals und der kleine Peter büßt seinen ersten Liebesversuch mit einer zerbißenen Pfote.

Jetzt klagen sie im Chor gegen das Dach hinauf und Jhabella, die kleine, solette Ragen-dame, miaut leise zurück, macht den rothaarigen Geliebten rasend eifersüchtig und die drei Liebestollen verzweifeln, vergißt ihre Kasse, den Milch-napf, das weiße Bettchen, ihren tabellosen Stammbaum und alle Folgen dieser weichen Aprilnacht. — — —

Der Vollmond scheint weiß in die Gärten

und über das geduckte Gartenhäuschen des Eierhändlers Müller. Die drei Unglücklichen sitzen nebeneinander und schreien vereint gegen den

hellen Nachthimmel. Lenchen schluchzt in ihrem Bett, die Eltern trösten. — Jammer um Jhabella!

Hinter der Front.*)

Je mehr Georg und Lawrentjeff sich der Feuerlinie näherten, um so dichter wurde der entfesselte Zug. Die Klagen und Schreie über-tönt den Lärm des Motors. Von hinten kamen neue Wagen mit Generalstabsoffizieren jeden Grades, die fast alle von Freunden begleitet waren. Und diese beiden Ströme — die verwundeten Mannschaften und die in ihrem Vergnügen gestörten Führer — kreuzten sich brutal, ein Gemisch von Qual, von Genußsucht und von Sterben.

— Halt! rief Dolin wie ein Bejessener.

Mit einem Tonfall, der keine Widerrede duldet, sagte er zu Lawrentjeff:

— Genug! Wir kehren um!

— Nehmen wir doch wenigstens einige von diesen Unglücklichen mit uns, schlug Peter vor.

— Wie du willst, aber schnell.

Dem Journalisten fielen zwei Verwundete ins Auge, die an einer Böschung lehnten. Der eine, mit aufgerissenen Unterleib, hatte kaum mehr die Kraft zu stöhnen. Der andere, der leicht verwundet war, wachte bei seinem Gefährten mit einem Blick voller Mitleid.

— Steigt ein, sagte Lawrentjeff.

Der Chauffeur hob den liegenden Soldaten neben sich.

— Um die Herren nicht zu beschmutzen, erklärte er.

Der andere Verwundete setzte sich in den Wagen; das Auto fuhr nach Pleskau zurück. Georg sagte nichts, denn er fühlte, daß er heulen würde wie ein geprügelter Hund, wenn er den Mund aufstüßte.

Bei Lawrentjeff hingegen war der Forschungstrieb zu lebhaft, um den Ekel und die seelische Qual nicht zu beherrschen.

— Hast du Schmerzen? fragte er den Soldaten.

— Es ist nichts, Barin, antwortete der Mann beinahe fröhlich, ich bin daran gewöhnt. Es ist schon das dritte Mal. Mein armer Landsmann ist zu bedauern. Ohne Sie wäre er nie bis zum Hospital gekommen.

— Ist es weit?

— In Dünaburg, sagt man.

— Ist die Schlacht heiß gewesen?

— Ich habe nichts gesehen. Ich wurde getroffen, wie ich aus dem Laufgraben herauskam.

Er redete ohne Schüchternheit, in der singenden Art der Kleinrussen. Sein Gesicht zeigte die lebhafteste und fröhlichste Intelligenz des Südländers.

— Es ist immer dasselbe, sagte er. Sie schießen viel mit Kanonen. Wir antworten kaum. Dann erfahrene sie auch alles. Vorher standen wir bei Rowno. Eines Tages zeigen sie aus dem Laufgraben uns gegenüber eine große Inschrift, auf Russisch. Ich verstehe zu lesen. Ich gucke hin und sehe: „Ihr werdet morgen in die Gegend von Pleskau verlegt werden.“ Und richtig, wir wurden verlegt. Sie erfahrene alles. Was soll man da tun?

Er schwieg einen Augenblick und sagte darauf leiser:

— Es scheint, daß man es ihnen von oben mitteilt.

*) Aus: Joseph Kessel und Helene Jzwolska, Die blinden Herrscher, ein Roman um Rasputin. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. Preis kartoniert M. 4.80, in Leinen M. 6.50.

— Woher weißt du das?

— Alle Welt spricht davon. Die Kaiserin, die deutsch ist, verrät uns. Sie führt ein schlechtes Leben, sagt man. Sie lebt mit einem Mutschik, Grischka Rasputin oder Rasputin. Ist das wahr, Barin?

Lawrentjeff küßte sich versucht, zu lügen, begriff aber, daß es überflüssig gewesen wäre und antwortete nichts.

— Weißt du, was man bei uns im Regiment singt? fragte der Soldat mit einem verschmitzten Lächeln:

Der Zar ist bei Sidori**),

Die Barin bei Origori.

— Schweige! rief Dolin in einem hysterischen Krampf. Ich werde dich erschließen lassen.

Nach einem langen Schweigen sagte er leise, mit weichen Lippen:

— Ich werde dir nichts Böses antun. Aber du darfst dich über unseren Zaren nicht lustig machen. Er allein kann uns retten.

Als Lawrentjeff und Dolin vom Lazarett zurückkehrten, war ihr Zug schon unter Dampf.

— Morgen ist große Sitzung in der Duma, sagte Jwan Barneff. Man ruft uns alle eilig zurück. Die Delegierten fahren mit uns und wir nehmen ein halbes Duzend Offiziere mit, die Urlaub haben und auf diese Weise schneller nach Petrograd kommen.

Die zwei Freunde suchten ihr Abteil auf. Sie waren allein, denn die Journalisten ließen sich von den Delegierten mit Schnaps bewirtten. Lawrentjeff rauchte ohne anzusehen. Seine Stimme drang zu Georg wie aus einer Wolke und von sehr ferne:

— Niemand von uns liebt Rußland. Für den Soldaten bedeutet der Name nichts. Für dich ist es die Armee und der Adel. Für mich seine Schriftsteller, seine Kultur, meine Lebensgewohnheiten. Aber der lobendige Blod aus Fleisch und Blut und Liebe, der, so heißt: es, das Vaterland ist, den kennen wir nicht.

Während einiger Minuten gab es für sie keine anderen Geräusche als das Rütteln des Zuges. Ein undeutliches Stimmengewirr riß sie aus ihrer Starrheit. Sie unterschieden die Stimme von Orlenko und eine andere, unbekannt. Sie gingen ihnen entgegen.

Im Abteil der Delegierten tanzten die leeren Flaschen auf dem zitternden Boden. Mehrere Offiziere standen da und ballten die Fäuste. Und ein Hauptmann der Linie, klein von Wuchs, braun, die breite Brust mit Orden bedeckt, hielt Orlenko an der Gurgel. Seine Kameraden folgten seinen Bewegungen mit gehässiger Freude. Er schrie:

— Hörst du, Hund! Wenn du noch ein einziges Wort von Vaterlandsliebe sagst, wenn du es noch wagst, uns Vorlesungen zu halten, so schieße ich dich nieder. Verdienne Geld soviel du willst, mäste dich dick, aber rede nicht. Wir sind beschissen, hörst du, Kanaille, total beschissen, und daran seid ihr alle schuld!

Dolin legte die Hand schwer auf Lawrentjeffs Schulter und lachte höhnisch auf:

— Nun, Peter, bist du zufrieden? Da hast du sie ja, die Revolution.

Der Journalist schwieg.

Georg heftete einen schweren Blick auf ihn und sagte leise:

— Du fürchtest dich, wie?

***) Abkürzung für Theodor (den Mönch).

D. A.

Mafaris Brautwerbung.

Von Karl Alexander Prusj.

Der bekannte Maler Mafart, der „Meister des Nackten“, war einer der größten Schweiger, die je gelebt haben. Paul von Schönthan hat einmal launig erzählt, wie Mafart um seine zweite Frau, Berta Linda, warb.

Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fand in Wien ein Künstlerfest statt. Mafart hatte die damals an der Hofoper als erste Ballerina tätige und sehr gefeierte Berta Linda zur Nachbarin. Ungefähr um Mitternacht glaubte Fräulein Linda einige Worte aus Mafaris Munde vernommen zu haben. Sie horchte verwundert hin, es war aber alles ruhig.

Als man um halb 3 Uhr nachts Anstalten zum Aufbruch machte und Berta Linda mit einem ihrer begeisterten Verehrer plauderte, stand plötzlich Mafart vor ihr. Er sah sie bedeutungsvoll an und seine Lippen öffneten sich.

„Hand!“ sagte er.

Die Ballerina blickte den seltsamen, kleinen Mann verwundert an.

„Hand!“ wiederholte Mafart.

Fräulein Linda verstand ihn nicht. Sie sah ihre Hände an, doch war nichts Auffälliges zu bemerken. Mafart wandte sich grollend ab.

Zwei Jahre vergingen. Auf einem glänzenden Wiener Opernball traf Mafart und Berta Linda wieder zusammen. Der Maler wich diesen Abend nicht mehr von der Seite der schönen Tänzerin. Um Mitternacht machte Mafart eine stumme Verbeugung und sagte wieder sein rätselhaftes:

„Hand!“

Fräulein Linda verstand wieder nicht, was er damit wollte. Um drei Uhr früh wiederholte Mafart nochmals: „Hand!“ und setzte dann hinzu: „Glücklich machen!“

Fräulein Linda hauchte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“

Die Zumutung „Sprechen Sie“ brachte den Künstler aus der Fassung. Er wandte der Tänzerin den Rücken und ging verzwweifelt ab.

Berta Linda, die für den interessanten Maler schon längst geschwärmt hatte, war trostlos. Freunde fanden nach, wie zu helfen sei, und einer verfiel auf einen glücklichen Gedanken. Er setzte ein Schreiben auf, in welchem der Künstler bei der Mutter um die Hand der Geliebten anhielt, und Mafart unterzeichnete es. Und acht Tage später erhielt der Pfarrer der Kirche, in welcher die Trauung stattfinden sollte, folgendes Schreiben:

„Bezüglich meiner übermorgen stattfindenden Trauung mit Fräulein Berta Linda bitte ich hiermit mein „Ja“ als gegeben zu betrachten, da ich kein Freund vom vielen Reden bin.
Gans Mafart.“

Lebendes Porzellan.

Bei einem Begegnungsabend der in Jena verammelten deutschen Berufs- und Fachschul-Lehrer wurde im Rathause eine eigenartige neue Produktion der Firma Zeiß vorgeführt. Eine Tür der Rathaushalle war mit einem grünen Vorhang verdeckt. Plötzlich gingen die Lichter des Saales aus, der Vorhang wurde aufgezo-gen, und ein Möbelftück aus der Wiedermeierzeit wurde sichtbar. Eine fleißige Jungfer öffnete das obere Fach, eine hell erleuchtete Miniatur in lebenswarmen Farben wird sichtbar, und — allmählich gewinnt das Porzellan im Fach Leben. Die Figuren spielen, tanzen und singen miteinander. Wir sehen eine antike Opernsängerin, einen lustigen Chemann, eine Nixe im Aquarium, ein Kaffetränzchen und schließlich Waschweiber. Diese Miniaturmenschen sind höchstens

30 Zentimeter groß, aber sie mimen so lebens-wahr und naturgetreu, als ob sie Kinder des Menschengeschlechts, wenn auch Bispitaner, seien. Ein Kino konnte es nicht sein, denn die Figuren waren plastisch. Auch ein Kasperltheater kam nicht in Frage, denn keine menschliche Hand war sichtbar oder fühlbar. Keine menschliche Hand hätte auch Mimik und Rhythmus der sich bewegenden Miniaturen so gestalten können, wie das „lebende Porzellan“ in der Schublade sich gab.

Nachdem sich das allgemeine Staunen und der stürmische Beifall gelegt hatten, enthüllte der Zeauer Oberbürgermeister das Geheimnis. Der bekannte greise Münchener Schulmann Kerichensteiner verschwand hinter den Kulissen, und siehe da: als der Oberbürgermeister ein Fach eines Sekretärs von anno dazumal öffnete, stand Kerichensteiner in Miniatur, 30 Zentimeter hoch, in der Schublade und hielt mit kräftigem Organ eine humorvolle Ansprache an die Versammlung.

Ein Blick hinter die Kulissen ließ das Ge-heimnis erkennen: Auf einem Podium führten Tanzschülerinnen in normaler Lebensgröße ihre Tänze und Spiele auf, von Scheinwerfern tageshell beleuchtet. Vor dem Podium hing ein riesiger schräg liegender Spiegel die Szenen in einem verkleinernden Hohlspiegel auf, und die-fer Hohlspiegel warf das von ihm verkleinerte Bild in das geheimnisvolle Möbelftück.

Was mancher nicht weiß.

Blindenstatistik. In Deutschland schätzt man die Zahl der Blinden auf 40.000, in Europa auf 300.000. Blinde sollen in Finnland, Ungarn und besonders in Ägypten stark vorkommen, weil in diesen Ländern das Trachom, die ägyptische Augenkrankheit, stark ausgebreitet ist.

Sakalisten ist die Bezeichnung der Mitglieder des von Hanjemann-Kennemann und Friedemann (H.K.F.) im Jahre 1894 zu Posen gegründeten Vereins zur Förderung des Deutsch-tums in den Ostmarken, der sich mit seiner Ge-waltspolitik einen höchst üblen Ruf erworben hat.

Pfählen war eine der barbarischsten Todes-strafen früherer Jahrhunderte, die noch bis in das 18. Jahrhundert hinein wiederholt zur Anwendung kam und bei der dem Verbrecher ein spitzer Pfahl durch das Gefäß gestochen wurde, der am Halse oder an den Schultern wieder herauskam und einen überaus qualvol-len Tod bewirkte.

Flohsallen. Zur Blütezeit Venedigs trugen die vornehmen Damen eigens kleine Belse, um die sich darin gern ansammelnden Flöhe aus-schütteln zu können.

Indische Schlangenzüger können mit der Nase Schlingen wittern.

Ein Kleid aus Menschenwolle. In Amiens ist eine große Spinnerei gegründet worden, die aus ostasiatischem Menschenhaar Garn herstellt, aus dem dann sehr haltbare Gewebe gefertigt werden.

Die Purpurbakterien, mikroskopisch kleine Lebewesen, geben manchen fischenden Gewässern eine rötliche Färbung. Grüne Farbtöne dage-gen werden durch die Spaltalgen veranlaßt.

Die riesige Wassertwanze *Bellostoma javanica* kann Fische töten.

In Guatamala gibt es einen „Stuhbaum“, aus dessen Rinde ein milchähnlicher genießbarer Saft hervorquillt. Dieser Baum wird regel-mäßig „gemolken“

Der Mond ist als Vollmond achtmal heller als im letzten Viertel.

Allerlei.

Menschen vor 2 Millionen Jahren. Der amerikanische Forscher Roy Chapman Andrews hat sich als Schutz gegen die Räuber der Mon-golei einen der berühmtesten Räuberhauptleute mit monatlichem Salär gekauft und konnte nun endlich mit seinen 125 Kamelen, seinen 6 Kau-penlastwagen mit Proviant für sechs Monate und den 40 andern Teilnehmern der Expedition nach der mongolischen Wüste aufbrechen. Die Expedition gilt hauptsächlich dem Entdecken und Untersuchen eines mächtigen Fossilienlagers, wo Andrews Spuren von Menschen, die vor 2 Millionen Jahren lebten, aufzufinden hofft. Das Lager der Expedition will Andrews am Altai-Gebirge aufschlagen. Von dort aus ge-dent; er dann mit einigen Spezialisten eine Sonderfahrt zu unternehmen, die ihn 2000 Kilo-meter weit vom Standort wegbringen soll.

Hausrezepte

Zinngegenstände erhalten wieder ihr schönes Aussehen, wenn man sie einige Minuten in einer starken Sodawasserlösung kochen läßt.

Obstlede in Tischtüchern darf man nicht erst einziehen lassen, sondern man breite die beschmutzte Stelle sofort über eine Schüssel und lasse kochendes Wasser darüber fließen, bis der Fleck verschwunden ist.

Rußbaummöbel reinige man mit einem in Paraffin getauchtes Flanellstück.

Weiteres.

Die bedenkliche Inschrift. Es war ihr erstes Kind, und sie waren nicht wenig stolz auf den Stammhalter. Um so größer war der Aerger der glücklichen Eltern, als sie bei der ersten Ausfahrt des Babys bemerken mußten, daß jeder der Vorübergehenden den Kinderwagen mit ironischem Lächeln betrachtete. Bei der Heimkehr wurde ihnen des Rätsels Lösung. Sie bemerkten erst jetzt, daß am Borderteil des Wa-gens unter der Firma des Fabrikanten in gro-ßen Buchstaben die Inschrift prangte: „Unser eigenes Erzeugnis. Es gibt nichts Besseres!“

Ordnung muß sein! „Mensch, wie kannst du dich so beleidigen lassen, han dem Kerl doch eins auf die Nase.“ — „Nimmer ruhig, jetzt ist es eif, um zwölf läuft meine Bewährungsfrist ab, dann kannst du 'nen Krankenwagen bestel-len!“

Die gute Gattin. „Seidem du verheiratet bist, sind deine Strümpfe so schön gestopft.“ — „Das war das erste, was meine Frau mir bei-gebracht hat.“

Beobachtung. „Zchau mal, die Bierrette dort hat fast nichts an.“ — „Ei, ei.“ — „Wa-rum stierst du denn so?“ — „Ich suche das — fast!“

Erst dann. „Wenn wir verheiratet sind, dann wollen wir alle unsere Sorgen teilen.“ — „Ich habe keine, Schag!“ — „Bitte, ich sagte, wenn wir verheiratet sind!“

Genealogisches. Ein Fürst Reuß fuhr über Land und traf auf der Straße einen Greis, der ein kleines Mädchen an der Hand führte. Das ehrwürdige Aussehen des alten Mannes ver-anlaßte den Fürsten, von meiner Grett.“ — „Doch wohl glücklich verheiratet, Ihre Grett?“ — „Verheiratet ist sie nicht, die Kleine ist, wie man bei Ihnen sagt, eine Rebenlinie.“